

Ämter, Ehren und freies Engagement – Organisationsformen, Motivationsmuster und Akteurstypen innergemeindlich und überkonfessionell aktiver Kirche

1. PRÄMISSEN

1.1. Kirchliches Engagement und Dritt-Sektor-Forschung

Für die Kriterien und Konstrukte ›aktiver Gesellschaft‹, wie sie von der sozialwissenschaftlichen Dritt-Sektor-Forschung herausgearbeitet werden, liegen die Kirchen oft im ›blinden Fleck‹. Die Ausblendung kirchlicher Aktivitäten und kirchlichen Engagements gründet in der Unterstellung, dass im kirchlichen Raum weniger die für den ›Dritten Sektor‹ typischen Aktionsformen ›freien Engagements‹ und die Organisationsmuster assoziativer ›Selbst-Organisation‹ wirksam werden, sondern eher die hoch verbindliche Geschlossenheit von kommunitärer Gemeinschaft und hierarchischer Herrschaft. Dies stellt ab auf die theologisch beglaubigte göttliche Stiftung kirchlicher Institutionen und die darauf bauende Verbindlichkeit der kirchlichen Ämter.

So sind viele Dritt-Sektor-Forscher allenfalls bereit, sich für kirchliches Vereins- und Gemeinde-Leben zu interessieren, wenn sich unter dem ›Dach der Kirche‹ soziales Engagement, kulturelle Kreativität oder auch politischer Diskurs entwickeln. Weniger zum bürgerschaftlichen Potenzial einer aktiven Gesellschaft rechnet man dann aber die traditionellen ›presbyterialen‹ und ›synodalen‹ Ehrenämter der repräsentativen Kirchenverfassung. Dazu gehören in beiden großen Konfessionen die Laien-Ämter der ›Selbstverwaltungs‹-Gremien wie Presbyterium, Pfarrgemeinderat und Kirchenvorstand, und auch die ehrenamtlichen Vorstandspositionen im kirchlichen Verbands- und Vereinswesen. Gemeinschaftsfördernde Aktivitäten sind auch die freiwillige und zugleich ehrenvolle Mitgestaltung bei der musikalischen und liturgischen Feier des Gottesdienstes. Da aber all diese Dienste letztlich eingebunden bleiben

in die kommunitive Autorität von Amtskirche, erkennt die Dritt-Sektor-Forschung hier nur wenig Bezug zu den sie interessierenden ›freien‹ Formen bürgerschaftlichen Engagements.

Diese Sicht übersieht jedoch, dass das Leben der ›sichtbaren Kirche‹ in der Praxis ihrer Gemeinden längst von anderen Problemen und Potenzialen bewegt wird. Dies gilt für vielfältige kirchliche Aktivitäten, welche aus christlicher Bewegtheit alte Formen und tradierte Grenzen bewusst sprengen. Im weltkirchlichen Horizont und im Umfeld von ökumenischer Bewegung kann spürbar werden, wie sehr in einem lebendigen kirchlichen Gemeindeleben – nicht zuletzt bei seiner interkonfessionellen Öffnung – hoch engagierte ›Laien‹ aktiv werden. Vorbild sind gerade die Entwicklungsländer, wo in breit gestreuter Diaspora eine amtskirchlich verfasste Geistlichkeit ersetzt und ergänzt werden musste durch die Kooperationsbereitschaft von Laien, auch in traditionell amtskirchlichen Funktionen – vom ›Katecheten‹ bis hin zum ›Laien als Gemeindeleiter‹.¹

Neue Formen der Verbindung von Spiritualität und Engagement entwickeln sich auch in den kirchlichen Akademien, in kirchlichen Verbänden oder auf den großen Kirchentreffen (ev. Kirchentag, Katholikentag), die zunehmend zu ökumenischer Form finden. All dies jedoch hat Grund und Rückhalt in einem aktiven Gemeindeleben, wie wir es dann auch als Bezugsfeld unserer soziologischen Untersuchung zu alten und neuen Formen kirchlichen Engagements in den Blick nahmen. Bevor wir die ersten Ergebnisse unserer empirischen Beobachtungen vorstellen, wollen wir aus Befunden der Dritt-Sektor-Forschung die unterschiedlichen Aktionsformen und Akteurstypen ehrenamtlichen oder, wie heute öfter formuliert wird, ›freiwilligen‹ Engagements herausstellen.

Eine erste Einschätzung der Ressourcen und Potenziale des Ehrenamtes gibt die vom *Projektverbund Ehrenamt* im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend vorgelegte repräsentative Erhebung *Freiwilligenarbeit, ehrenamtliche Tätigkeit und bürgerschaftliches Engagement*². Auf Basis einer Telefon-Befragung von fast 15.000 Bundesbürgern (hochgerechnet auf eine Grundgesamtheit von 65 Mio.) ergibt sich, dass jeder dritte Bundesbürger »nach eigener An-

¹ Vgl. dazu *Ludwig Bertsch*, *Laien als Gemeindeleiter. Ein afrikanisches Modell*, Freiburg u. a. 1990.

² *Infratest Burke*, *Freiwilligenarbeit, ehrenamtliche Tätigkeit und bürgerschaftliches Engagement. Repräsentative Studie*, 1999, in: <http://www.infratest.de/infratest/de/tools/Default.htm>.

gabe in irgendeiner Form ehrenamtlich engagiert ist – und zwar in dem Sinne, dass man in Vereinen, Initiativen, Projekten, Selbsthilfegruppen oder Einrichtungen aktiv mitmacht und dort unbezahlt oder gegen geringe Aufwandsentschädigung freiwillig übernommene Aufgaben oder Arbeiten ausübt³. Nach ihrer Themen- und Aufgabenstruktur werden bei der Erhebung 14 Bereiche unterschieden: vom Bereich Sozial- und Gesundheitsdienste über den Sport, die politische und berufliche Interessenvertretung, Umwelt und Natur, Kultur bis hin zum kirchlich-religiösen Bereich. Dabei fallen von den genannten ›freien‹ Aktivitäten 40% auf einen engeren Bereich ehrenamtlichen Engagements, während 60% eher als ein aktives Konsumieren zu bezeichnen wären, etwa in den Bereichen Sport und Spiel, Freizeit und Geselligkeit, teilweise auch in Kultur und Kirche.

Im Durchschnitt werden für ehrenamtliche Aktivitäten knapp 23 Stunden Zeit im Monat aufgewendet. Das sind etwa 5 Stunden in der Woche. Dabei gibt es einen Kern der ›Hochaktiven‹, die in der Regel in mehreren Feldern ehrenamtlich aktiv sind und dann auch weit mehr als nur 5 Wochenstunden aufwenden. Dieses hochaktive Potenzial ehrenamtlichen Engagements wird mit 11% der Bevölkerung veranschlagt. Betrachten wir zu dieser quantitativen Bilanz die qualitativen Aspekte, so ist zu würdigen, dass es sich bei vielen Ehrenämtern um hochanspruchsvolle und verantwortliche Tätigkeiten handelt. Wer Engagement fordert, muss deshalb zugleich die Kompetenz fördern, damit der/die Ehrenamtliche ihren Aufgaben auch gerecht werden kann. Dazu gehören besondere Fähigkeiten (wie der Umgang mit Menschen, Führungstalent, Verantwortungsfreude, aber auch besondere Fachkompetenzen für den Umgang mit im Gesundheitsbereich liegenden oder sozialen Problemen, kulturelle Bildung und kommunikatives Handeln). Deshalb haben vorbereitende oder auch begleitende Weiterbildungsangebote für die Qualifikation wie die Motivation vom Ehrenamtlichen hohe Bedeutung. Für viele von ihnen geht es dann auch weniger um ein älteres Verständnis von Ehre als um reflexivere Interessen und Bedürfnisse neuen Lernens und selbstbewusster Kompetenzerfahrung: 70% der ehrenamtlich Aktiven haben bereits an entsprechenden Schulungs- und Bildungsveranstaltungen teilgenommen. Wie nötig vorbereitende und begleitende Bildungsangebote sind, lässt sich daran erkennen, dass jeder vierte der ehrenamtlich Aktiven zugibt, er sei überfordert; im Gesundheitsbereich sind es sogar 40%. Vielleicht ist es gerade das Angebot, etwas lernen zu können, das die ehrenamtliche Arbeit für viele attraktiv macht.

³ Ebd., 3.

Offensichtlich ist das Ehrenamtpotenzial noch nicht ausgeschöpft: Zwar sind zwei von drei Bundesbürgern (noch) nicht ehrenamtlich engagiert, aber von diesen geben sich gut ein Viertel interessiert, es auch selbst einmal mit ehrenamtlichem Engagement zu versuchen. Hier wird zu überlegen sein, wie man dieses beachtliche Potenzial einer hohen Bereitschaft, das zugleich von hohen Erwartungen begleitet wird, nutzen kann. In einer vergleichenden Betrachtung der insgesamt 14 Aktionsfelder sozialer Aktivität bzw. des jeweils hochaktiven ehrenamtlichen Engagements, interessiert uns insbesondere der Bereich kirchlicher und religiöser Aktivität. In seinem prozentualen Anteil der hier Engagierten (unterteilt nach ›aktiv‹/›hochaktiv‹) an der bundesdeutschen Wohnbevölkerung liegt der Bereich ›Religion und Kirche‹ mit 10/5 hinter den Feldern Sport und Bewegung (37/11), Freizeit und Geselligkeit (25/6), Kultur und Musik (16/5) und sozialer Bereich (11/4), aber deutlich vor Feldern wie Umwelt, Natur- und Tierschutz (8/2), Gesundheitsbereich (5/1) oder sonstigen bürgerschaftlichen Aktivitäten am Wohnort (5/1). Zum Sektor ›Religion und Kirche‹ rechnete man nur den engeren kirchlichen Rahmen von liturgischen und pastoralen Aufgaben, der Partizipation an presbyterialer und synodaler Selbstverwaltung oder der Beteiligung an religiösen Gesprächskreisen. Andere Aktivitäten im Feld der Sozial- und Gesundheitsdienste sind offensichtlich auch bei kirchlicher Trägerschaft eher unter den fachbezogenen Bereichen gefasst als unter der Kategorie ›Kirche‹.

Bei den Zahlen zur aktiven Partizipation im Bereich ›Religion und Kirche‹ fällt auf, dass von den 10% (das sind 6,3 Mio. Bundesbürger), die aktiv mitmachen, jeder zweite zu den hochaktiv Engagierten zu zählen ist, also bereit ist, anspruchsvolle Aufgaben verantwortlich zu übernehmen. Nur im Bereich ›Schule/Kindergarten‹ zeigen sich ähnlich hohe Relationen zwischen mitmachender Aktivität und mitverantwortlichem Engagement. Wichtig zur Einschätzung des kirchlichen Engagements ist aber auch, dass die Personen mit hoher Kirchenbindung über den engeren kirchlichen Bereich hinaus auch in anderen Feldern aktiv und engagiert sind. Wer sich ehrenamtlich engagiert, weist sich in der Regel durch eine hohe gesellschaftliche Integration aus. Dazu zählt neben dem großen Freundes- und Bekanntenkreis die sozialräumliche Verwurzelung, die Familiengröße, Bildungsgrad und Erwerbsstatus, aber auch eine hohe Kirchenbindung.⁴ Übrigens sind die Hochaktiven zumeist in mehreren Feldern zugleich ehrenamtlich aktiv und engagiert: Im Unter-

⁴ Vgl. ebd., 23.

schied zu den aktiven Mitmachern und Mitläufern ohne ehrenamtliches Engagement (durchschnittlich 1,8 Engagementfelder) engagiert sich der Hochaktive im Schnitt in 3,4 Engagementfeldern. Bei dem insgesamt hoch eingeschätzten Potenzial von Menschen mit Bereitschaft zu freiwilliger Aktivität und Engagement stellt sich die Frage nach förderlichen Motivationen und Qualifikationen. Auf die Frage »Was ist ihnen wichtig?«, verwiesen im Gesamtdurchschnitt 67% auf die Möglichkeit, »dabei eigene Kenntnisse und Erfahrungen erweitern zu können«, und 19% erhofften sich von der ehrenamtlichen Aktivität auch beruflichen Nutzen. Besonders ausgeprägt war diese Erwartung im Bereich Gesundheit mit 91% (Erweiterung der eigenen Kenntnisse) und 50% (beruflicher Nutzen). Die praktische Konsequenz bei der Förderung von freier Aktivität und freiem Engagement markieren die von den Ehrenamtlichen genannten ›Maßnahmen zur Förderung des Engagements durch die Organisationen selbst‹. Dies gilt gewiss zunächst für die ›Bereitstellung von Finanzmitteln für bestimmte Projekte‹ (63%) sowie für den Anspruch auf Räume und Sachmittel (67%). Es folgt die Forderung nach Weiterbildungsmöglichkeiten (39%), ›fachlicher Unterstützung‹ wie ›menschlicher und psychischer Unterstützung‹ (35%).

1.2. ›Ehre‹ und ›Amt‹ unter Modernisierungsdruck

Wenn wir soziologischen Zeitdiagnosen glauben wollen, gerät das Ehrenamt heute unter Modernisierungsdruck: Die Modernisierung der sozialen Welt und ihrer kulturellen Werte trifft gerade die im bürgerlichen wie im kirchlichen Leben lange lebendigen Identitäts- und Integrationsmuster von ›Ehre‹ und ›Amt‹. Soziologen in ihrem ›krisenwissenschaftlichen‹ Gespür für die ›Umwertung aller Werte‹ neigen zu solch kritischer Einschätzung der traditionellen Muster. Sie sprechen von der ›Erosion der Milieus‹ oder der ›Korrosion des Charakters‹.⁵ Die Krise der ›Ehre‹ und die Kritik des ›Amtes‹ trifft heute gewiss nicht nur die Kirchen; auch die Parteien und Gewerkschaften, die Verbände und Vereine im kulturellen oder sportiven Bereich scheinen von dem zunehmenden Schwund der traditionellen Werte institutioneller Verbindlichkeit betroffen zu sein. Ein Verfall von Pflichtbewusstsein, Verantwortlichkeit und Verlässlichkeit wird nicht selten im Blick auf eine offensichtliche Entwertung älterer Muster von Arbeitsmoral und Berufsethos beklagt. Auch die politische Kultur des öffentlichen Lebens scheint bedroht von

⁵ Vgl. dazu *Richard Sennett*, *Der flexible Mensch: die Kultur des neuen Kapitalismus*, Berlin 1998.

Desinteresse und Desengagement. So wird es zumindest in den düsteren Szenarien kulturkritischer Zeitdiagnosen häufig beschworen. Dem wäre entgegenzuhalten, dass es doch immer wieder auch moderne Menschen gibt, die sich engagieren wollen und können. Konzentrieren wir uns auf den kirchlichen Bereich, so können wir hier verweisen auf eine nicht nachlassende beachtliche Spendenbereitschaft, oder auch auf das zumindest bei Gelegenheit – etwa bei Kirchentagen – wach werdende Interesse an religiösen Themen.

Bestätigt wird dies durch Umfrageergebnisse der empirischen Meinungsforschung, wonach die erklärte Bereitschaft zu partizipativem oder auch solidarischem Engagement ungebrochen scheint. Auffällig dabei scheint allerdings eine wachsende Diskrepanz zu sein, wonach die Lippenbekenntnisse für soziales Engagement dann zumeist doch nicht zu praktischer Einlösung kommen. Wenn Engagement nicht ›ankommt‹ oder ›abbricht‹, ist die ›Schuld‹ dafür allerdings nicht allein den engagierten Akteuren anzulasten. Häufig sind es auch die Institutionen, die das Engagement nicht erkennen und anerkennen, nicht annehmen und nicht aufgreifen, nicht fordern und nicht fördern. Vielfach wird die Bereitschaft, sich gemeinnützig zu engagieren, überfordert, wenn der Betreffende nicht durch fördernde Hilfen begleitet wird. Wer Engagement fordert, muss dann ebenso Kompetenz fördern. Gleichermäßen problematisch ist aber auch das andere Extrem, dass Engagement unterfordert wird und aktive Bürger in den Sinnfragen ihres Engagements – wie auch in den damit verbundenen Wertfragen ihres sozialen Kapitals – nicht ernst genommen werden.

1.3. Alte Ehren und neues Engagement

Diese soziologischen Hinweise auf Wirkungen des Wandels der Werte und auf die dabei neu spürbaren Spannungen von ›Macht‹ und ›Sinn‹ entsprechen den Sorgen kirchlicher Praxis: immer weniger Menschen scheinen noch bereit, die Verbindlichkeiten einer kirchengemeindlichen oder konfessionsverbandlichen Bindung als ›Ehre‹ anzunehmen und dafür das Opfer der Kosten und Pflichten eines ›Amtes‹ verbindlich auf Dauer zu stellen. Dies erklärt sich nicht nur aus den Sinnkrisen eines kulturellen Wandels der Werte; spürbar werden auch die im strukturellen Wandel der Ämter und Autoritäten sich verschärfenden Machtkonflikte. Gerade im kirchlichen Bereich blockiert eine überkommene Amtsstruktur oft die Bereitschaft, sich auf den Aktivposten einer engagierten Ehrenamtlichkeit einzulassen. Autoritäre Amtsträger oder auch

das Honoratiorentum presbyterialer Gremien haben es oft nicht lernen können, dass Macht sich steigern lässt, wenn man sie nicht ängstlich an sich zieht, sondern dafür offen wird, Macht und damit auch die Verantwortung zu teilen. Gerade die im kirchlichen Bereich den ehrenamtlichen Dienst entscheidend tragenden Frauen vermitteln den Eindruck, dass die zumeist männlich dominierte Honoratioren-Ebene oft wenig Interesse zeigt, ihre Macht zu teilen. So finden wir die Frauen weniger dort, wo das Amt zur ›Ehre‹ wird, als in Bereichen, wo es eher Dienst und Opfer, Mühe und Arbeit auferlegt. Wer über das Ehrenamt – gerade im kirchlichen Bereich – kritisch oder konstruktiv nachdenkt oder nachforscht, muss also beide Seiten sehen. Auch im Bereich des sozialen Kapitals gibt es Angebot und Nachfrage. Und wenn in einem institutionellen Kontext die Macht und die Verantwortung weder nachgefragt noch geteilt wird, darf man sich nicht wundern, wenn dann auch das Angebot ehrenamtlichen Engagements sich zurückzieht oder ausweicht auf nicht-kirchliche oder im Bereich des ökumenischen Engagements auf eine über-konfessionelle ›Bewegung‹, wo die Machtverhältnisse weniger festgefahren sind. Andererseits zeigen Soziologen auch einen verhaltenen Optimismus, wobei dann die ›Krise‹ der älteren Muster und Werte von ›Ehre‹ und ›Amt‹ den Blick freimacht auf eine neue Dynamik ›institutionellen Engagements‹, wohin sich das traditionelle ›Ehren-Amt‹ scheinbar übersetzen und überführen lässt.

Handelt es sich hierbei um soziologisches Wunschdenken vom ›Grünen Tisch‹ der Theorie – oder lässt sich nicht auch gerade in kirchlichen Gemeinden, dem traditionellen Raum klassischer Ehrenämter, ein solcher Wertewandel und Führungswechsel beobachten? Die Richtung dieser Bewegung lässt sich in der Theorie durch die kategoriale Spannung typisierender Begriffspaare markieren:

- vom ›Ehren-Amt‹ zum ›institutionellen Engagement‹,
- von sozialer ›Nähe‹ zu kommunikativen ›Netzen‹,
- von der ›Zugehörigkeit‹ zur ›Selbstverwirklichung‹,
- von tradierten ›Werten‹ zum reflektierten ›Sinn‹,
- von der Repräsentativität zur Reflexivität,
- von der ›Mitte‹ zur ›Grenze‹,
- von geschlossener ›Bindung‹ zu offener ›Beziehung‹,
- vom ›Milieu‹ zur ›Szene‹,
- von parochialer Geschlossenheit zu übergemeindlicher Offenheit.

Die Empirie vermag aufzuzeigen, dass die Bewegung hin zu einer stärkeren strukturellen und kulturellen Flexibilität im Bereich des gemeindenahen Engagements in recht gemäßigten Schritten verläuft. Betracht-

ten wir die Entwicklung gemeindenaher Gruppen und Kreise, die vielerorts durch den fehlenden Nachwuchs und die somit unvermeidbare Überalterung der Mitglieder an die Grenzen ihrer Handlungsfähigkeit stoßen müssen, so stellt sich die Frage, ob eine Wiederbelebung bestehender Organisationsformen überhaupt noch sinnvoll sein kann oder ob hier nicht vielmehr eine grundsätzlichere Neuorientierung erforderlich ist. Pauschal lässt sich darauf gewiss keine Antwort geben, zumal es sich bei Kirchengemeinden um Felder handelt, in denen unter Ansehen der Person – also gerade nicht bürokratisch – gehandelt wird. Wir werden demnach die theoretisch präparierte Spannung der Kirchengemeinden zwischen Organisation und Glaubensgemeinschaft an unseren empirischen Beobachtungen des kirchlichen Gemeindelebens zu prüfen haben, wo – ganz anders als die Soziologen es sich vorstellen möchten – immer noch die eher traditionellen Muster der milieugetragenen geschlossenen Lebenskreise sich bewahrt haben.

So bestätigen es unsere im Folgekapitel vorgestellten Befunde zu den Ehren, Ämtern und freien Diensten im konfessionellen Gemeindeleben. Dies ist dann abschließend zu kontrastieren mit den Alternativen eines neuen Engagements, wie es sich gerade bei übergemeindlichen und überkonfessionellen Aktivitäten abzeichnet.

2. BEFUNDE

2.1. Ämter und Ehren: das Ehrenamt in der Mitte der Gemeinden

Die Überwindung parochialer Geschlossenheit zu Gunsten gemeindeübergreifender Offenheit ist in einem hohen Maße von der Vermittlungsfähigkeit der geistlichen Amtsträger, ihrer hauptamtlichen Mitarbeiter sowie der ehrenamtlichen Prestigepersonen abhängig. Dass Solidarität von allen aktiven Gemeindemitgliedern als wertvoll erachtet wird, und dass daher die unterschiedlichen Organisationsformen von Solidarität als gleichwertig betrachtet werden sollten: Diese Forderung/Tatsache gilt es, sowohl den jüngeren als auch den älteren Engagierten ins Bewusstsein zu rufen. Deutlich sollte dabei werden, dass sich Dienst und Selbstbezug nicht ausschließen, denn immer noch behindern Klischeebilder ein ungezwungenes Aufeinanderzugehen. Den religiösen Überzeugungstäter, der sich für die Gemeinde aufopfert, gibt es empirisch wohl ebenso selten wie das engagierte Gemeindemitglied, das nur an der eigenen Person, der Prestige- oder Spaßmehrung interessiert ist.

Nicht nur um falsche Vorurteile abzubauen, erscheint es sinnvoll, offene Gesprächsforen zu etablieren, in denen u. a. die unterschiedlichen Beweggründe der Engagierten zur Sprache kommen können. Auch der nicht immer bewusst wahrgenommene Selbstbezug jeglichen gemeinnützigen Handelns könnte dem aktiven Gemeindemitglied auf diese Weise deutlicher werden. Dies wäre insofern wünschenswert, als sich in den untersuchten Kirchengemeinden herausstellte, dass diejenigen, denen es zwar persönlich *selbstverständlich* erschien, sich in der Gemeinde zu engagieren, die aber zugleich auch den persönlichen Nutzen ihrer Tätigkeit formulieren konnten, leichter fiel, auch andere, weniger pflichtorientierte Formen von Ehrenamtlichkeit zu akzeptieren.

Im Folgenden sollen die unterschiedlichen Bedürfnisse und Vorstellungen der im Kern der Gemeinden aktiven Christen zur Darstellung kommen. Was der Anlass ihres Engagements in der Gemeinde war, weshalb sie sich engagieren und was ihnen dieses Engagement persönlich bedeutet – diese Fragen gaben den Ehrenamtlichen die Möglichkeit, ausführlich über ihre Tätigkeit zu berichten. Die Auswertung der im Rahmen unserer Untersuchung geführten narrativen Interviews mit Haupt-, Neben- und Ehrenamtlichen in katholischen und evangelischen Kirchengemeinden⁶ verweist aber auch auf drei Charakteristika des Feldes, die hier der Abgrenzung von anderen Formen der Gemeinnützigkeit innerhalb des sozialen Nahraums dienen sollen.

2.2. Die Besonderheiten des gemeindezentrierten Ehrenamtes

2.2.1. Der persönlich vermittelte Zugang

Ausnahmslos allen Interviewteilnehmern ist der Zugang zur ehrenamtlichen Gemeindefarbeit über eine hier bereits seit längerem aktive Person vermittelt worden. Die schon vorhandene Gemeindebindung kann daher als eine Voraussetzung für die Bereitschaft, sich ehrenamtlich zu en-

⁶ Insgesamt wurden im Rahmen unserer Untersuchung 121 narrative Interviews mit Haupt-, Neben- und Ehrenamtlichen katholischer und evangelischer Kirchengemeinden in Essen-Altendorf, Hagen-Helfe, Meschede-Gartenstadt, Leipzig-Grünau und in zwei Dortmunder Innenstadtgemeinden geführt. Aufgrund der unterschiedlichen gesellschaftlichen Stellung der Kirche in den alten und den neuen Bundesländern sowie den speziellen Entwicklungen, die sich seit der Wiedervereinigung in der Kirchengemeinde Leipzig-Grünau abzeichneten, bleiben die hier geführten Leipziger Interviews in diesem Aufsatz unberücksichtigt. Er basiert somit auf der Auswertung des Fragenkomplexes ›Ehrenamt in der Kirchengemeinde‹, zu dem sich 59 ehrenamtlich und 42 haupt- bzw. nebenamtlich aktive Personen der übrigen Gemeinden äußerten.

gagieren, betrachtet werden. In den meisten Fällen war die persönliche Ansprache des Pfarrers der Anlass, sich erstmals zu engagieren. Übereinstimmend wurde in nahezu allen Gemeinden positiv angemerkt, dass es nicht an Freiwilligen fehle, wenn es um die Übernahme zeitlich begrenzter Aufgaben ginge: für die Vorbereitung von Gemeindeveranstaltungen (Kinderbibelwoche, ökumenische Woche, Pfarrfeste), aber auch bei der Unterrichtsplanung und -durchführung für Kommunionkinder, Firmlinge und Konfirmanden seien in aller Regel immer genügend Gemeindemitglieder (vorwiegend Mütter) zu gewinnen.

Etwas schwieriger gestaltet sich dagegen der Versuch, Eltern über die konfessionellen Kindergärten zum gemeindenahen Engagement zu motivieren. Einen erheblichen Einfluss auf die Engagementbereitschaft nimmt hier das Bedürfnis nach sozialen Kontakten. Die aktiven Helfer betrachten ihre Mitarbeit als eine Möglichkeit, sich mit anderen Eltern auszutauschen. Das erfordert wiederum, dass die in vielen Gemeindekindergärten durchgeführten Elternnachmittage, in deren Rahmen u. a. den nicht aktiven Eltern der Wert gemeinnütziger Arbeit verdeutlicht werden soll, zu einer planbaren, regelmäßig stattfindenden Institution werden – auch wenn die Beteiligung zuweilen sehr gering ausfällt; erst die Kontinuität vermittelt den Eltern den Eindruck, dass den Hauptamtlichen wirklich daran gelegen ist, sie auf eine Weise in die Kindergartenarbeit mit einzubeziehen, von der auch sie selbst profitieren können. Für eine weitere Anzahl der Befragten ging dem Engagement die langjährige Mitgliedschaft in einer Gemeindegruppe voraus. Sie wurden von den Personen, die bereits eine leitende Position inne hatten, gebeten, sie in dieser Funktion abzulösen.

Immer wieder erzählten sowohl Haupt- als auch Ehrenamtliche von der nun schon seit längerem bestehenden und tendenziell wachsenden Schwierigkeit, bisher passive Gemeindemitglieder zur Übernahme einer ehrenamtlichen Tätigkeit zu motivieren. Gerade Frauen, die bis in die 70er Jahre hinein noch relativ mühelos für ein Ehrenamt zu gewinnen waren, seien heute nicht mehr ohne weiteres bereit, sich in diesem Feld zu engagieren. Auch auf ein langfristig angesetztes Ehrenamt wollten sich die wenigsten einlassen. Viele Gemeindeglieder seien nur für ein bestimmtes Projekt oder für einen bestimmten Zeitraum zu gewinnen und zögen sich dann erneut zurück. So gilt die Gewinnung ehrenamtlicher Gemeindehelfer für die meisten Pfarrer mehr denn je als ein wichtiges Element ihrer alltäglichen Arbeit. Zugleich nimmt der Begleitungs- und Neuanwerbungsprozess engagierter Helfer die Hauptamtlichen teilweise derart in Anspruch, dass ihnen die Zeit zum Aufbau neuer Kreise

fehlt. Damit entsteht ein nicht gewünschter organisatorischer Mehraufwand zu Lasten inhaltlicher Arbeit. Allerdings blieben Versuche, auch andere, weniger personalgebundene Wege der Mitarbeiteranwerbung zu gehen, bislang erfolglos: weder durch Appelle im Gemeindeblatt, noch durch ›die Predigt von der Kanzel‹ – dies wurde einhellig bestätigt – gelänge es, Gemeindeglieder zu aktivieren.

2.2.2. Religiosität als Element der Familientradition

Für die große Mehrheit der älteren Befragten besaß die Konfessionszugehörigkeit einstmals auch in vielen nicht primär kirchlichen Handlungsfeldern eine wichtige Orientierungsfunktion.⁷ Sie erinnern sich noch an konfessionelle Grenzmarkierungen in Form von Kreidestrichen auf dem Schulhof, oder auch daran, dass es in ihrer direkten Umgebung keine Mitglieder der anderen Konfession gab. Neben dem Bewusstsein, der richtigen Glaubensgemeinschaft anzugehören, wurden bestimmte Glaubenspraktiken von den Interviewpartnern als eine (nicht reflektierte) selbstverständliche Glaubensbezeugung betrachtet: hierzu zählen sowohl der regelmäßige Gottesdienstbesuch als auch das ehrenamtliche Engagement in der Kirchengemeinde.

Auch die jüngeren Engagierten⁸ betonten ihre christliche Erziehung und erzählten, dass Religion in ihrer Herkunftsfamilie eine wichtige Bedeutung gehabt habe. Zugleich berichten viele aber auch von Phasen, in denen sie sich – bewusst oder unbewusst – von der Kirche distanzieren. Der Fortzug aus der Gemeinde mit dem Beginn der Ausbildung oder des Studiums, die zeitliche Belastung durch den Beruf oder durch andere Verpflichtungen, ein neuer Pfarrer, der nicht den eigenen Vorstellungen entspricht, oder ein über längere Zeit hinweg nicht zufriedenstellendes Ehrenamt in der Gemeinde – dies sind mögliche Gründe, sich umzuorientieren, manchmal auch das eigene Kirchenbild zu überdenken bzw. die Gemeindebindung zu lockern.

Nicht nur kirchenferne, gerade auch engagierte Gemeindeglieder suchen die gemeinschaftliche Anbindung nicht mehr unbedingt in ihrem

⁷ Vgl. dazu *Gerhard Schmidtchen*, Zwischen Kirche und Gesellschaft. Forschungsbericht über die Umfragen zur Gemeinsamen Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland, Freiburg 1972.

⁸ In diesem Kontext seien damit die nach dem Zweiten Weltkrieg geborenen in Alterskohorten Jahrgänge bezeichnet. Jenen Generationen, die durch den gegen Ende der 60er Jahre einsetzenden Wertewandlungsschub geprägt wurden, wird häufig die nachlassende Bereitschaft vorgeworfen, sich als der Nachwuchs einer nicht nur ökonomisch, sondern auch kulturell und kirchlich aktiven ›Gründergeneration‹ gemeinnützig zu engagieren.

direkten Wohnumfeld. Durch den Beruf sowie durch andere Aktivitäten können sie soziale Kontakte auch außerhalb der Gemeinde etablieren. Angemerkt sei jedoch, dass die soziale Nähe den meisten Aktiven als ein wichtiger Bestandteil ihres Engagements gilt. Durch die Auflösung konfessioneller Milieus und das zunehmende Bewusstsein, dass stabile übergeordnete Sinnsysteme nicht mehr fraglos von allen geteilt werden und der Mensch selbst die Verantwortung für sein Handeln trägt, wird in modernisierungstheoretischen Ansätzen von einer ›Biographisierung‹ des Lebens ausgegangen. Damit steigt die Wahrscheinlichkeit, dass sich Christen heute häufiger als früher umorientieren; darüber hinaus bewirken Mobilitätswänge, dass die wenigsten Menschen ihr Leben an einem Ort und damit in derselben Gemeinde verbringen. Zugleich sinkt die relative Abhängigkeit von den in der Gemeinde aktiven Personen. Weniger einer konkreten Person, als vielmehr einem bestimmten Anliegen, das nicht selten durch die eigene Biographie erklärt werden kann, fühlt sich der Engagierte verpflichtet. Wer sich dagegen als Teil einer geschlossenen Gemeinschaft betrachtet, wird eher bereit sein, eigene Bedürfnisse zurückzustellen und Konflikte unausgesprochen zu lassen. Durch den Dienst für diese Gemeinschaft symbolisiert der Engagierte einerseits seine Zugehörigkeit; andererseits kann er davon ausgehen, die von ihm geleistete Solidarität zu einem Zeitpunkt, da er sie selbst benötigt, in Anspruch nehmen zu können.

2.2.3. Gemeinschafts-Pflichten und Gemeinde-Ämter

Die Frage nach Motivationen verweist auf eine dritte Gemeinsamkeit der in der Kirchengemeinde engagierten Ehrenamtlichen: Christ sein bedeutet für sie, Teil einer christlichen Gemeinschaft zu sein. Erst das Handeln in der Gemeinschaft und für die Gemeinschaft vermittelt ihnen Sinngehalt und Sozialgestalt eines sozial gelebten Glaubens: sich selbst zurücknehmen, um Glied der Gemeinschaft werden zu können. Dieses Bewusstsein wurde in unterschiedlicher Reflexivität zum Ausdruck gebracht: »Christ kann man nicht individuell sein, Christ geht nur in der Gemeinde und deswegen muss ich mich auch irgendwie in die Gemeinde einbringen«; »Ich kann das nur emotional begründen: Nur nehmen klappt nicht«; »Glauben ist nicht alleine lebbar«; »Ziel des Lebens ist die Bewusstseinerweiterung durch überindividuelles Engagement«.

Vergleicht man unsere empirischen Befunde mit jenen, die in anderen Feldern des Dritten Sektors erhoben wurden, so profiliert sich die hier aktive Gruppe – im Kontrast zu den sonst gemeinnützig engagierten

Akteuren – durch das mehrheitlich betonte und bejahte Pflichtbewusstsein. Auf den ersten Blick erweist sich das Betätigungsfeld Kirchengemeinde gegenüber den seit den Endsechziger Jahren an Bedeutung gewinnenden Selbstentfaltungswerten als vergleichsweise immun. Bei näherer Betrachtung verdeutlichen die Interviews in vielen Fällen jedoch eine ambivalente Haltung; hier gerät die als wertvoll erachtete Pflichtbindung in Spannung zu der zunehmend bewusster werdenden Erkenntnis, dass eine derartige Bindung allein die Zukunft gemeindenahen Engagements nicht mehr absichern kann. Ein positives Resultat der Reflexion dieser Problematik ist es, dass Solidarität heute auch von denjenigen, die es selbst anders gelernt und praktiziert haben, immer seltener als Pflichtübung und häufiger als Selbstverpflichtung verstanden wird. Allerdings ist auch eine weniger verständnisvolle Schlussfolgerung nicht selten zu vernehmen. Sie prognostiziert ein Austrocknen der Solidarität und begründet dies durch jene der ›jüngeren Generation‹ zugeschriebenen Wertprimat (Individualität, Selbstverwirklichung, Unabhängigkeit) und dem oftmals explizit formulierten Selbstbezug, mit dem diese ihr Engagement an bestimmte Voraussetzungen knüpft. Den so argumentierenden Ehrenamtlichen fällt es schwer, die flexibleren, über die traditionellen Aufgabenbereiche von Gemeinde hinausreichenden Formen von Solidarität als ›voll- bzw. ›gleichwertiges‹ Engagement zu akzeptieren.

Betrachten wir die von allen Aktiven geteilte Auffassung, dass sich der christliche Glaube nur in gemeindlicher Gemeinschaft vollständig verwirklichen lässt, als eines der grundlegenden Motive, sich ehrenamtlich zu engagieren, so erscheint es aufschlussreich, auf zwei verschiedene Definitionen von Gemeinschaft, die in den Interviews zum Ausdruck gebracht wurden, hinzuweisen.

2.3. Gemeinde als ›Heimat‹ und ›große Familie‹

In der Befragung baten wir alle Interviewpartner, ihre persönliche Definition von ›Gemeinde‹ zu formulieren. Während mit ›Kirche‹ oftmals eine streng hierarchisierte Institution, in der Hauptamtliche das Geschehen kontrollieren, assoziiert wird, gilt die ›Gemeinde‹ den meisten als ein offeneres Handlungsfeld. Die Ausgestaltung des Gemeindelebens wird nach Ansicht der Befragten im Wesentlichen durch die unmittelbare, alltagsnahe Begegnung von Laien und Amtsträgern bestimmt. Zugleich ist Gemeinde für zwei Drittel der ehrenamtlich Engagierten ein Feld, in das man allmählich hineinwächst und das, wie die Herkunftsfam-

milie, eine natürliche gegebene Größe darstellt. Eine typische Definition lautet:

»Gemeinde ist ein Stück Heimat, wo man Wurzeln fassen kann, wo man sich zu Hause fühlt, und so was braucht man sicherlich, um sich irgendwo fest zu hängen, fest zu verankern. Wenn ich anderswo in einen Gottesdienst gehe, ist das immer ganz nett und interessant, aber es fehlt einem die innere Beziehung und man ist froh, wenn man dann wieder zu Hause ist.« (Katholik, ca. 70 Jahre)

Wird Gemeinde als ›Heimat‹ beschrieben, so ergeben sich aus dieser Definition zugleich spezifische Handlungsperspektiven. Nach dem Grund des ehrenamtlichen Engagements befragt, bringt hier zunächst niemand ein vordergründig reflektiertes, auf die eigene Person oder die eigene biographische Situation zurückgeführtes Motiv an. In Anlehnung an die anfangs angeführten typisierenden Begriffspaare ist es den Ehrenamtlichen wichtiger, mit ihrem Engagement die Zugehörigkeit zur Kerngemeinde zu repräsentieren als sich durch das institutionell gebundene Engagement selbst zu verwirklichen. Einige der vom Pfarrer für ein Ehrenamt gewonnenen Personen erinnern sich zunächst nicht an den konkreten Anlass ihres Engagements. Die Anfrage geistlicher Autorität wird als die häufig bereits erwartete Aufforderung betrachtet, sich aktiv für die Gemeinschaft vor Ort einzusetzen: Die an einen herangetragene Aufgabe wird zumeist erst einmal angenommen. Das bedeutet nicht, dass Themenorientierung und persönliche Neigungen der Engagierten bei der Ausübung ihres Amtes keine Rolle spielten. Gleichwohl bildet zunächst das alltägliche und fraglose Erleben von Gemeinschaft die Grundlage des ehrenamtlichen Engagements. Erst im Weiteren entwickeln sich thematische Schwerpunkte, die das Handeln innerhalb der Gemeindegruppe bestimmen. Werden Gruppen durch Hauptamtliche begleitet, ist oftmals deren Schwerpunktsetzung maßgebend für die gemeinschaftlichen Aktivitäten. Der Initiative einer neuen Pfarrerin folgend, bereitet beispielsweise ein evangelischer Frauenkreis, der sich einmal wöchentlich zum geselligen Austausch getroffen hatte, um neben allgemeiner Bibelarbeit für den Basar zu basteln, nun regelmäßig stattfindende Frauengottesdienste vor. Aus den Gesprächen wird ersichtlich, dass sich die thematische Ausrichtung der jeweiligen Predigt spontan entwickelt und die umgesetzten Ideen zumeist nicht einer einzelnen Person zugeordnet werden können. Das bedeutet jedoch auch, dass es mindestens ein Mitglied geben muss, das in der Lage ist, die Gedanken zu bündeln und voran zu treiben.

2.3.1. Langfristig orientierte Initiativpersonen

Festzustellen war, dass es in den nicht von Hauptamtlichen begleiteten Gemeindegruppen, die auch nach langjährigem Bestehen noch das Ziel verfolgten, ihr solidarisches Potenzial auch Nicht-Gruppenmitgliedern zugute kommen zu lassen, immer eine eigeninitiativ handelnde Person gab, die sich für die Leitung der Gruppe verantwortlich fühlte. Als beständiges und zumeist mit verschiedenen Bereichen der Gemeindegemeinschaft vertrautes Mitglied setzt sie neue Impulse, an deren Umsetzung und Organisation sie mit viel Engagement und einem hohen Zeitaufwand maßgeblich beteiligt ist. Damit trägt sie zum Wandel eines vordergründig repräsentativen Ehren-Amtes hin zu einem reflektierten Engagement bei, das der Selbstgenügsamkeit parochialer Geschlossenheit entgegenarbeitet. Aus verschiedenen Gründen ist die Anzahl der gemeindezentrierten Hochaktiven jedoch zu gering, um ein lebendiges Gemeindeleben auch in Zukunft sicher zu stellen. Nur in der untersuchten Kleinstadtgemeinde funktionierte die aktive Beteiligung der Gemeindegruppen auch ohne die Begleitung von Hauptamtlichen so gut, dass sich ein Pfarrer als *„Koordinator, manchmal als Initiator, der die Übersicht hat“* verstehen konnte. Nur dort, wo Kirchlichkeit immer noch als eine von der Bevölkerungsmehrheit getragene kulturelle Selbstverständlichkeit betrachtet wird, ist offenbar auch heute noch damit zu rechnen, dass der Gemeinde eine genügende Zahl der hier verwurzelten Initiativpersonen zur Verfügung stehen.

Im Unterschied zu den selbst gestaltend handelnden Gemeindegliedern, die im nächsten Kapitel typologisiert werden, ist die Eigeninitiative der in der Gemeinde beheimateten Engagierten in erster Linie an das Anliegen gekoppelt, Ideen mit und für die spezifische Gruppe bzw. Gemeinde zu realisieren. Das eigene Engagement wird durch die Anerkennung der Mitglieder belohnt. Neue Projekte dienen immer auch dazu, den Erhalt der eigenen Gemeinde abzusichern, sei es durch die Überlegung, die Jugendarbeit zielgruppengerichteter zu gestalten oder durch den Versuch, die Aktivitäten innerhalb der einzelnen Gruppen und Kreise durch neue Themen und Aufgabenstellungen zu verlebendigen. Das bedeutet aber nicht, dass Dienst und Selbstbezug als einander widersprechende Motivationslagen gedeutet werden können.

Stellvertretend für die Gruppe der Initiativpersonen, die sich für den Erhalt ihrer spezifischen Heimatgemeinde engagieren, steht das folgende Beispiel einer Katholikin, der die Erstkommunion ihres Sohnes einen erneuten Anlass gab, sich als Firm-Katechetin aktiv an der Gemeindejugendarbeit zu beteiligen. Da sie selbst in der Gemeinde aufgewachsen

ist, kennt sie die dort zu bemängelnden Defizite. Bereits ihre Eltern halfen in den sechziger Jahren ehrenamtlich aus, um die Kontinuität der Jugendarbeit zu gewährleisten. Zum einen, weil Hauptamtliche sich zu wenig Zeit für die kontinuierliche Begleitung junger Gemeindemitglieder nähmen, und zum anderen, weil mit sehr »weltfremden« Konzepten gearbeitet würde, verlören viele Jugendliche nach der Firmung den Kontakt zur Gemeinde. Um dem entgegenzuwirken, begann sie, ihre ehrenamtliche Tätigkeit inhaltlich nach eigenen Kriterien zu gestalten. Die persönliche Erfahrung bestätigte ihr, dass die Firmkatechese nicht nach Maßgabe der vom Bistum vorgegebenen Mappen funktionieren würde, sondern dass der Unterricht vielmehr immer wieder neu auf die spezifische Gruppe abgestimmt werden müsse. Als Beweggründe ehrenamtlichen Engagements nennt die Befragte neben dem Bedürfnis, sich für den Fortbestand der Heimatgemeinde einzusetzen, auch die persönliche Herausforderung, die mit der Jugendarbeit verbunden ist (z. B. durch die jeweils neuartigen Gruppenkonstellationen und die Einfühlungsvermögen erfordernde Überlegung, wie man den Unterricht jugendgerecht gestaltet). Wir haben hier also eine mehrdimensionale Motivationsstruktur, wobei sich traditionale Ehre (als persönliche Bindung zur Heimatgemeinde) und ein reflektiertes Engagement für neue Wege in der Jugendarbeit produktiv verbinden und wechselseitig steigern lassen.

2.3.2. Das unbewusst gemeinschaftsorientierte Engagement

Anders als in dem soeben angeführten Beispiel bleibt die Umschreibung des persönlichen Nutzens, den die Befragten mit ihrem Engagement verbinden, jedoch oftmals vage. Diffus äußert sich der Selbstbezug beispielsweise in den Aussagen, dass man niemals nur investiere, sondern immer auch etwas zurück erhalte bzw. dass die kontinuierliche Gemeindearbeit eine Kraft verleihe, die in einem Kaninchenzüchterverein nicht erfahren werden könne. Zumindest deuten die Antworten darauf hin, dass die so Engagierten keinen unmittelbaren Kosten-Nutzen-Ausgleich erwarten. *Robert Kecskes* und *Christof Wolf*, die sich in einem Forschungsprojekt mit der Struktur sozialer Netzwerke von religiös engagierten/interessierten Personen beschäftigen, unterscheiden zwei Formen von Reziprozität.⁹ Sie kann sich

1. sowohl auf den Austausch derselben Inhalte (dem Prinzip von Selbsthilfegruppen folgend) beziehen als auch
2. ein Geben und Nehmen unterschiedlicher Dinge beinhalten.

⁹ Vgl. *Robert Kecskes/Christof Wolf*, *Konfession, Religion und soziale Netzwerke. Zur Bedeutung christlicher Religiosität in personalen Beziehungen*, Opladen 1996, 139ff.

Letzteres bestimmt, wie bereits ausführlich dargestellt wurde, das Handeln in kirchlich orientierten Gemeinschaften dort, wo Gemeinde als Heimat definiert wird: der Ehrenamtliche engagiert sich beispielsweise im Altenbesuchsdienst und erwartet dafür zunächst Dankbarkeit, Anerkennung, Kontakt zu anderen Gemeindemitgliedern etc. Doch tritt heute jener Reziprozität, die sich erst im Lebenslauf verwirklicht, das von vielen jüngeren Gemeindemitgliedern verinnerlichte Prinzip einer kurzfristigeren Äquivalenz von Leistung und Gegenleistung gegenüber.

Allerdings zeigt die Langzeitbeobachtung darüber hinaus einen mit dem Alter korrespondierenden Verlauf des aktiven Engagements religiös orientierter Menschen: je jünger man ist, desto mehr Hilfe leistet man; je älter man wird, desto mehr Hilfe erhält man. Das heißt, dass auch die zweite Form letztlich in das zuerst genannte Reziprozitätsprinzip mündet; der Engagierte wird (unbewusst) davon ausgehen, dass er die Hilfe, die er leistet, später auch selbst erwarten kann. Diese Erwartung erklärt dann auch die quasi natürliche Entwicklung vieler Gruppen von einstmals außenorientierten Vereinigungen zu privaten ›Freizeit-Clübschen‹. Aus den Interviews geht hervor, dass es durchaus als normal betrachtet wird, wenn sich jüngere Gemeindemitglieder in eigenen Kreisen zusammenfinden, um dort das gemeindeorientierte Engagement der langjährig Aktiven weiterzuführen und diese somit allmählich aus ihrer Verantwortung zu entlassen. Da diesem Prinzip heute offensichtlich mehrheitlich die Gültigkeit entzogen wird und sich auf Grund der von den jüngeren Gemeindemitgliedern eingenommenen Kurzzeitperspektive eher losere Organisationsformen sowie reflexivere Formen der Solidarität entwickeln, sehen die älteren Engagierten die Solidaritätsbalance gefährdet.

Eine Reaktion auf den befürchteten Solidaritätsverlust besteht dann darin, alles beim Alten zu belassen, »Stabilität durch Einigeln«¹⁰ zu erzeugen und Kooperationsversuche abzublocken. Gerade in Gruppen, die sich aus älteren Mitgliedern zusammensetzen, bestehen erhebliche Widerstände, auf jüngere Gemeindeglieder zuzugehen. Dabei kann schon die terminliche Abstimmung zum Stolperstein werden: so waren beispielsweise die älteren Engagierten einer katholischen Frauengemeinschaft nicht bereit, ihren Nachmittagstreff auf den frühen Abend zu ver-

¹⁰ Hans Nokielski, Management des Wandels der Orientierungsmuster sozialer Arbeit, in: Rainer Öhlschlager/Hans-Martin Brüll (Hrsg.), Unternehmen Barmherzigkeit. Identität und Wandel sozialer Dienstleistung. Rahmenbedingungen – Perspektiven – Praxisbeispiele, Baden-Baden 1996, 63-80, 69.

legen, um auch den berufstätigen Frauen einer anderen Gemeindegruppe die Teilnahme an der geplanten Zusammenkunft zu ermöglichen. Um diese Schwierigkeiten zu verringern, setzen viele Befragte auf die größere Flexibilität der jüngeren Generation, der es leichter fiele, den ersten Schritt zu tun. Allerdings sollte an dieser Stelle auch eine weitere Charakteristik traditioneller Gemeindegruppen nicht unerwähnt bleiben; sie ergibt sich aus der ganzheitlichen Seelsorgekonzeption, durch die in einer christlichen Gemeinschaft dafür gesorgt wird, dass die Hilfeleistung unter Ansehen der bedürftigen Person erfolgt. Eine Versachlichung der Beziehung zwischen dem hilfsbedürftigen und dem Hilfe anbietenden Menschen stört dieses Verständnis. Dies zeigt sich einerseits dort, wo die einstmals haupt- oder nebenamtlich tätige Gemeindegewerkschafterin nicht mehr von der Kirchengemeinde selbst finanziert wird, sondern als Angestellte der lokalen Sozialstation dem staatlichen Abrechnungssystem sozialer Hilfe unterliegt. Nicht der Pfarrer, sondern der Geschäftsführer der gemeinnützigen GmbH ist nun ihr direkter Ansprechpartner, wenn es um die Abstimmung der konkreten Hilfeleistung im Einzelfall geht. Damit gewinnt auch die Frage an Bedeutung, wie viel Zeit sie sich noch für die nicht primär körperorientierte Pflege, also für Gespräche und andere unterstützende Angebote, leisten darf.

Andererseits spiegelt sich die Schwierigkeit, den diffus wichtigen Wert der Mitmenschlichkeit zu verbalisieren, auch in der Abschottungstendenz traditioneller Gemeindegruppen wider. So kann die Möglichkeit des geselligen Austauschs, die z. B. in den Frauenverbänden und den Caritasgruppen durch regelmäßig organisierte Seniorennachmittage gesichert wird, mit dem zunehmenden Alter der teilweise allein stehenden Engagierten auch für diese selbst an Bedeutung gewinnen; gerade in den Seniorenkreisen besitzt der gesellige Aspekt als soziales Moment eine wichtige Funktion. Das Angebot einer solchen Selbstverständlichkeit der sozialen Bindungen und Verbindlichkeiten sollte daher, entgegen der derzeitigen Praxis, als eine Basisleistung innerhalb des stark personalisierten Handlungsfeldes Kirchengemeinde gewürdigt werden. Denn während die gemeinnützige Ausrichtung themenorientierter Projekte auch ohne viele Worte vermittelt werden kann, übersehen Außenstehende oftmals den Wert klassischer Gemeindegruppen. Hier ist die Differenz zwischen demjenigen, der Hilfe anbietet, und dem, der sie erhält, zumeist klar erkennbar; dort verschwimmt diese Grenze. Daher fällt häufig auch der Dank, durch den jegliche Form des ehrenamtlichen Engagements erst als gemeinnützig rückgespiegelt wird, eher gering aus.

2.4. Gemeinde als Wahlverwandtschaft – Selbstbezogene Motive des Engagements

Ein Drittel der Interviewpartner antwortete auf die Frage, was ihnen Gemeinde bedeute, dass diese ihnen die Begegnung mit Gleichgesinnten ermögliche. Häufiger als die bereits beschriebene Mehrheit sprechen sie die ihnen persönlich wichtige Wertausrichtung der kirchlichen Gemeinschaft an und differenzieren so deutlicher zwischen Kirchen- und Ortsgemeinde. Deutlich markieren die Aussagen der fast ausschließlich nach dem Zweiten Weltkrieg geborenen Engagierten das Selbstverständnis der nicht mehr mit engen konfessionellen Milieugrenzen vertrauten Christen. Selbstverständlich ist hier nicht die 'geschlossene Bindung, die den Dienst für die spezifische Heimatgemeinde quasi natürlich nach sich zieht, sondern vielmehr die offene Beziehung, die dem Engagierten einen größeren Handlungsspielraum in Bezug auf die Festsetzung von Nähe und Distanz zur Gemeinde erlaubt. Im Bewusstsein, dass man sich als Christ zwar aktiv in die Gemeinde einbringen sollte, die Art des Engagements aber variabel gestaltet werden kann, haben sie sich in der Regel bereits intensiver mit ihrer ehrenamtlichen Tätigkeit auseinandergesetzt. Eine Definition, in der die wesentlichen Aspekte einer selbstbestimmten Gemeindebindung angesprochen werden, lautet:

»Gemeinde bedeutet für mich persönlich, dass ich hier Menschen finde, die mit mir, mit den wesentlichen Fragen meines Lebens [...], meine Weltanschauung diskutieren und treffen kann. Gemeinde bedeutet für mich auch wesentlich so einen Gottesdienstrahmen zu haben, der für mich ansprechend ist, wo ich sagen kann, ja, das ist kontinuierlicher Bestandteil meines Lebens. [...] Ich denke mir, [...] wenn das Maß an ›mich ärgern‹ jetzt überhand nehmen würde gegenüber dem ›positiv Kontakt haben‹, dann denke ich mir, wäre ich eher bereit, auch so das räumlich unabhängiger zu machen. [...] Ich wäre da nicht so festgelegt. Aber es ist für mich, Gemeinde ist für mich schon auch wichtig, die Begriffe Kontinuität, Alltag, Nachbarschaft, Regelmäßigkeit.« (Katholik, ca. 40 Jahre, Meschede)

Einige der Befragten können sich vorstellen, ebensogut in einem anderen Feld als in der Gemeinde, oder auch einmal gar nicht mehr gemeinnützig aktiv zu sein. Möglicherweise entspräche eine andere Tätigkeit den eigenen Bedürfnissen eher als das derzeitige ausgeübte Engagement. Gerade die ›freien‹ Aktiven benötigen häufig ein hohes Maß an Anerkennung, das ihnen bestätigt, eine sinnvolle Wahl getroffen zu haben. Dass die Gemeindebindung durch die bereits angesprochenen struktu-

rellen und kulturellen Faktoren einen zunehmend flexibleren Charakter erhält und von der Situationsdefinition des Individuums abhängt, verdeutlicht noch einmal die Wichtigkeit, die der Sicherstellung eines kontinuierlichen Austausches zwischen Haupt- und Ehrenamtlichen beigegeben werden sollte. Viele der Befragten können die Gründe bzw. den Auslöser ihrer ehrenamtlichen Tätigkeit genau benennen. Das weist darauf hin, dass ihr Engagement das Ergebnis einer bewussten Entscheidung ist. Über den persönlichen Nutzen, der von der Ausübung des Ehrenamtes erwartet wird, bestimmt sich zumeist auch die Dauer der Betätigung. Wird die Gemeinde als eine Wertegemeinschaft definiert, die auf dem Handlungsprinzip der Solidarität basiert, können sich daraus für die Befragten unterschiedliche Handlungsperspektiven ergeben:

- Bewusste Glaubensentscheidung: Handeln in einer christlichen Gemeinschaft (2.4.1),
- Kontaktsuche: Handeln mit Gleichgesinnten im sozialen Nahraum (2.4.2),
- Betroffenheit: solidarisches Handeln für Dritte (2.4.3).

2.4.1. Bewusste Glaubensentscheidung: Handeln in einer christlichen Gemeinschaft

Die Bereitschaft zu ›unbefristetem‹ Engagement weisen am stärksten diejenigen auf, deren Ehrenamtlichkeit die Folge einer bewussten Glaubensentscheidung ist. Was die Selbstverständlichkeit der aktiven Gemeindefarbeit betrifft, ähnelt ihre Ansicht den weiter oben beschriebenen, in der Gemeinde beheimateten Christen. Auch sie verbinden Religiosität mit dem Appell, sich aktiv zu engagieren. Anders als diese fühlen sie sich jedoch nicht unbedingt an die kirchliche Gemeinschaft ihres Geburts- bzw. derzeitigen Wohnortes gebunden. Sagen ihnen die Aktivitäten der Nachbargemeinde eher zu, so wählen sie diese als Feld der Betätigung. Auch die Aufgabe, die sie zu übernehmen bereit sind, sollte den eigenen Fähigkeiten und Präferenzen entsprechen. Zumeist haben die Engagierten eine klare Vorstellung, in welchen Bereichen sie der Gemeinde nützlich sein können. Die meisten beteiligen sich bevorzugt dort, wo sie ihre beruflichen Kompetenzen einbringen können.

Während der regelmäßige Gottesdienstbesuch einen wesentlichen Teil ihrer Kirchlichkeit ausmacht, verstehen sie darüber hinausgehende Veranstaltungen (Gemeindefeste, Vorträge etc.) als Angebote, die sie selektiv wahrnehmen. Die Suche nach gemeinschaftlicher Anbindung und sozialer Nähe spielte bei den Befragten, deren Engagement die Folge einer bewussten Glaubensentscheidung ist, eine untergeordnete Rolle: im

Bereich der kirchlichen Laienarbeit können kommunikative Vernetzungen, die als künstliche Alternativen zu den immer weniger vorhandenen natürlich gewachsenen Feldern sozialer Nähe fungieren, besonders durch diese vorrangig themenorientierten Christen weiter ausgebaut werden. Im Gegensatz zu den primär gemeinschaftsorientierten Christen sind sie bereit, eine von ihnen als wichtig erachtete Sache auch gegen Widerstand durchzusetzen. Sie suchen sich daher am ehesten Betätigungsfelder, in denen sie etwas bewegen, etwas anstiften können, und die ihnen selbstständiges Handeln abverlangen: die Arbeit in den Gremien, aber auch die an professionellen Standards orientierte offene Jugendarbeit wären hier als Beispiele zu nennen. Die in Kirchengemeinden dominierenden Pietätsbindungen werden von ihnen zurückgewiesen. Wenngleich sie der Ansicht sind, dass die Verkündigung wieder stärker in den Mittelpunkt kirchlicher Arbeit rücken sollte, sind sie im Gegensatz zu vielen parochial orientierten Christen bereit, die unterschiedlichen Mitgliedschaftsformen der Gemeindeglieder zu akzeptieren und zeigen sich daher auch offener gegenüber projektorientierten Handlungskonzepten. Sie wünschen sich eine weniger hierarchisch strukturierte Kirche und eine selbstständige Gemeinde, in der sich die Hauptamtlichen für eine stärkere Laienarbeit einsetzen.

2.4.2. Kontaktsuche: Handeln mit Gleichgesinnten im sozialen Nahraum

Demgegenüber weist die nächste Gruppe eine völlig andere Parallele zu den in der Gemeinde beheimateten Engagierten auf: für sie besitzt die Wertbindung gegenüber der Themenbindung einen höheren Stellenwert. Das positive Erleben von Gemeinde als einer (teilweise eher zufällig gefundenen) sozialen Gemeinschaft bildet das Hauptmotiv ihres Engagements. Gerade junge Mütter, die sich in dieser biographischen Phase zumeist stark an nahräumlichen Kontaktangeboten orientieren, sehen in der aktiven Mitarbeit in Krabbelgruppen und/oder in der Vorbereitung von Kindergottesdiensten etc. eine Möglichkeit, ihr Bedürfnis nach außerhäuslicher Kommunikation mit nützlicher Arbeit zu verbinden. Die gleiche Gesinnung ergibt sich dabei in erster Linie aus der Gleichheit der Lebenssituation, der Selbstbezug der so Engagierten rückt in die Nähe der Selbsthilfe. Gruppen, in denen sich das solidarische Handeln an den biographisch bedingten Besonderheiten der Mitglieder orientiert, sind in diesem Sinne als Interessengemeinschaften zu bezeichnen, in denen die Aktiven mit einer unmittelbaren Rückerstattung für das geleistete Engagement rechnen. Da sich Solidarität für die

Beteiligten ausschließlich aus der unmittelbaren Kommunikation und Situationsdefinition ergibt, ist die Stabilität dieser Gruppen in hohem Maße von der Bedürfnisgleichheit ihrer Mitglieder abhängig.

Wenn sich nicht alle in etwa gleichermaßen engagieren, wird das künstliche Netzwerk überbelastet und zerbricht: Ein Beispiel dafür gibt der Versuch eines katholischen ›Kreises junger Frauen‹, bislang kirchenferne Personen zu gemeindenahem Engagement zu motivieren, indem für Mütter die Gelegenheit gegeben wurde, ihre Kinder am Vormittag für einige Stunden zum betreuten Spielen abzugeben. Nicht als ein reines Serviceangebot, sondern als eine Möglichkeit der Kontaktaufnahme sollte die Betreuung aufgefasst werden. Dies wurde allerdings nur von wenigen Nutzerinnen auch so verstanden. Da die persönliche Kosten-Nutzen-Bilanz den meisten aktiven Frauen über einen längeren Zeitraum hinweg nicht ausgewogen erschien, waren sie nicht mehr bereit, sich in dieser Form weiterhin zu engagieren und verließen den Kreis.

In der Regel ist der Verlauf allerdings ein anderer, denn im Unterschied zu problemzentrierten ›Betroffenen‹-gruppen, die auf der Basis einer gewissen Anonymität funktionieren und daher einen Ort der Kommunikation jenseits des Alltags benötigen, suchen die Engagierten hier ja bewusst nach Kontakten innerhalb des sozialen Nahraums. In vielen Gemeinden hat es sich positiv auf das Gemeindeleben ausgewirkt, wenn die zur Verfügung stehenden Räume auch nicht primär kirchlich ausgerichteten Gruppen offen stehen. Gerade aus den Krabbelgruppen waren neue ehrenamtliche Helfer für gemeindenaher Tätigkeiten zu gewinnen. Das hängt damit zusammen, dass sich die hier engagierten Mütter auf Grund ihrer nahräumlichen Orientierung auch in anderen Situationen begegnen und sich Kontakte somit quasi natürlich verfestigen. Dies erhöht wiederum die Bereitschaft, sich auch dann weiterhin zu engagieren, wenn das Kind dem Krabbelalter entwachsen ist. Vom Mutter-Kind-Kreis über den Kindergarten zu den von der Gemeinde organisierten Kinder- und Jugendgruppen – in einer Innenstadtgemeinde, wo für Kinder ab sechs Jahren die Möglichkeit besteht, an einem Kindertreff teilzunehmen, hat man die Vorteile der sozialen Nähe erkannt und genutzt: nicht nur Kindern wird damit die Möglichkeit eines kontinuierlichen Hineinwachsens in die Gemeinde angeboten; auch für Eltern gibt es immer wieder Gelegenheiten, sich (erneut) aktiv am Gemeindeleben zu beteiligen. Konsequenterweise versucht man zugleich, die traditionellen Gemeindeaktivitäten an den speziellen Bedürfnissen von Familien auszurichten, ohne sich dabei an professionellen Freizeitangeboten zu orientieren. Es gelte, die Familie als solche und den Wert des Miteinan-

ders in den Vordergrund konzeptioneller Überlegungen zu stellen und sich damit auseinander zu setzen, wie man familiäre Nähe bewusst erlebbar machen kann.

2.4.3. Betroffenheit: solidarisches Handeln für Dritte

In sozial ausgerichteten Kreisen, Gruppen und Projekten sehen viele Engagierte ein gemeindenahes Betätigungsfeld, das ihnen die Ausführung einer sinnvollen Aufgabe ermöglicht. Dementsprechend heterogen ist dieser ›Typus‹ des Ehrenamtlichen. So kann die Motivation, sich ehrenamtlich zu engagieren, dem Bedürfnis entspringen, sich für die Jugend vor Ort einzusetzen oder für Menschen in der eigenen Gemeinde, die sich in einer sozialen Notlage befinden. Die persönliche Betroffenheit bzw. der selbstgesetzte Sinn, der sich im Engagement verwirklicht, ist oftmals mit einem hohen Maß an Selbstverpflichtung und Einsatzbereitschaft verbunden.

Gerade die in der Jugendarbeit engagierten Gemeindemitglieder betrachten ihre Tätigkeit als ein *Hilfsangebot*, das sowohl akzeptiert als auch abgelehnt werden kann. Sie zeigten sich bereit, die Bedürfnisse der ›Klienten‹ wahrzunehmen und ihr Arbeitsfeld dementsprechend flexibel auszugestalten. Die meisten der hier tätigen Ehrenamtlichen verfügen über eine (sozial)pädagogische Berufsausbildung bzw. streben diese an. Dementsprechend orientieren sie sich häufig an professionellen Standards. Zugleich ist die Möglichkeit, jenseits hierarchischer Strukturen menschennah und selbstverantwortlich handeln zu können, für einige ein Kriterium, sich gerade in der Gemeinde zu engagieren. Sie betrachten ihr gemeinnütziges Engagement als eine Herausforderung, mit der sie sowohl einen Erfahrungszuwachs als auch viel Spaß und persönliche Befriedigung verbinden. Ob sich die Engagierten darüber hinaus auch in anderen Bereichen der Gemeinde engagieren, hängt im Wesentlichen von der freien Zeit ab, die ihnen neben diesen Tätigkeiten noch bleibt, sowie dem Sinn, den sie der Aufgabe beimessen. Eine Verpflichtung gegenüber der Ortsgemeinde verspüren sie jedoch zumeist nicht.

In erster Linie für Frauen kann das soziale Engagement zeitweise eine Ersatzfunktion für die fehlende Berufsarbeit darstellen. Sie betonen ihren Wunsch, die erworbene Lebens- und/oder Berufserfahrung auch jenseits der Familie einbringen zu können und dadurch außerhäusliche Anerkennung zu erfahren. Doch offenbarte sich in dieser Gruppe am häufigsten eine ambivalente Einstellung zur ehrenamtlichen Gemeindearbeit. Manche der befragten Frauen fühlten sich nicht ernst genommen oder überfordert, da sie ständig dazu aufgefordert würden, neue Aufga-

ben zu übernehmen. Einige hatten zudem das Gefühl, ausschließlich mit klassischen Hilfsarbeiten betraut zu werden. Gleichzeitig zögerten viele, ihre Enttäuschung zu äußern oder sich deutlicher abzugrenzen. Wenngleich diese Frauen demnach die Balance zwischen Geben und Nehmen als unausgewogen empfanden, bindet sie offenbar noch am ehesten ein latenter Pflichtgedanke über einen gewissen Zeitraum an das unbefriedigende Amt.

Durch projektartige, örtlich orientierte Organisationsformen – wie dem ›Arbeitskreis Flüchtlinge‹ oder dem Hilfsprojekt ›Gasthaus statt Bank‹¹¹ – lassen sich erfahrungsgemäß Menschen aller Altersklassen zu spontanem und damit oftmals weniger stark reflektiertem Engagement in der Gemeinde mobilisieren. Ob sie sich dauerhaft oder über das konkrete Projekt hinaus in der Gemeinde engagieren, hängt im Wesentlichen davon ab, inwieweit neben dem zunächst themenzentrierten Interesse der Engagierten weitere Anknüpfungspunkte bestehen oder entwickelt worden sind. Da mit Projektarbeiten auch nicht religiös orientierte Personen angesprochen werden, ist die Wahrscheinlichkeit groß, dass für eine gewisse Anzahl der Aktiven über das punktuelle Engagement hinaus zu wenige Anreize bestehen, um sich in der Gemeinde zu betätigen. Allerdings kann der Erlebnischarakter und das im gemeinsamen Engagement erlebte Gruppengefühl dazu führen, dass die gemeinnützige Tätigkeit dennoch nicht als ein »randständiges Ereignis«¹² bewertet wird. Möglicherweise bietet sich dem kirchenfernen Projektteilnehmer sogar erstmals die Gelegenheit, sich bewusst mit seinem diffusen Bild von Kirche bzw. Gemeinde auseinander zu setzen. Ein katholischer Pfarrer, der das Verhältnis von ›traditionellen‹ zu ›neuen‹, vorwiegend jüngeren Ehrenamtlichen auf 60 : 40 schätzte, war der Ansicht, dass letztere den Weg zur Kirche fast nur noch über soziale Kontakte fänden. In der älteren Generation sei der Verlauf dagegen genau umgekehrt ge-

¹¹ In Essen-Altendorf bildete sich ein Arbeitskreis Flüchtlinge, als bekannt wurde, dass im Stadtteil ein weiteres Flüchtlingsheim errichtet werden sollte. In Zusammenarbeit mit Lokalpolitikern der Grünen bestand die Zielsetzung der Aktiven darin, durch gezielte Informationskampagnen Bedenken und Vorurteile der Stadtteilbewohner abzubauen und den Flüchtlingen möglichst angenehme Wohnbedingungen zu sichern. In Dortmund gibt es seit Anfang 1999 das Projekt ›Gasthaus statt Bank‹. Im Wechsel laden die beteiligten Innenstadtgemeinden jeden Sonntag Obdachlose zu einem kostenlosen Frühstück in die Gemeinderäume ein. Für die Vorbereitung und Organisation konnten viele Gemeindemitglieder aller Altersstufen, die nie zuvor in der Gemeinde aktiv waren und darüber hinaus nicht kirchlich orientiert sind, zur Mithilfe motiviert werden.

¹² *Gisela Jakob*, Zwischen Dienst und Selbstbezug. Eine biographische-analytische Untersuchung ehrenamtlichen Engagements, Opladen 1993, 201.

wesen, so dass sich hier auch über den gemeinsamen Glauben hinaus Freundschaften und Interessensgemeinschaften entwickelt hätten.

Auch der Versuch, die eigene Lebenssituation zu relativieren oder eine schwierige Erfahrung zu verarbeiten, kann ein Grund sein, sich in einem sozialen Dienst der Kirchengemeinde zu engagieren. Erfahrungen, die den Alltag durchbrechen, wie der plötzliche Tod eines Angehörigen oder eine schwere Krankheit, können Gemeindemitglieder dazu veranlassen, sich erneut bzw. verstärkt der Gemeinde zuzuwenden. Sie suchen hier sowohl die soziale Nähe einer solidarischen Gemeinschaft als auch Kontinuität vermittelnden ritualisierten Handlungsschemata kirchlicher Organisationsformen. Die aktive Gemeindearbeit kann für sie ein Forum »zur Selbstthematizierung und biographischen Reflexion«¹³ sein. So begann zum Beispiel eine Katholikin, sich auf Grund einer frühen Verlusterfahrung intensiv mit der Hospizbewegung zu beschäftigen. Die ehrenamtliche Tätigkeit in diesem Bereich wirkte sich sehr positiv auf den persönlichen Heilungsprozess aus. In einem Feld, das Grenzerfahrungen erlebbar macht, muss natürlich besonders darauf geachtet werden, dass sich der Engagierte nicht selbst überfordert oder das Ehrenamt in Selbsttherapie umschlägt. Gerade hier ist damit der reflektierte Selbstbezug eine wesentliche Voraussetzung des Engagements. Er sollte daher durch die enge Zusammenarbeit von Haupt- und Ehrenamtlichen abgesichert sein.

Darüber hinaus sollte vor allem die Kommunikationsfähigkeit des Engagierten gefördert werden: sie erlaubt ihm, dem »Grenzgänger, Moderator und Mediator«¹⁴, seine Erfahrungen in einem außer-alltäglichen Feld zu vermitteln und somit dazu beizutragen, anderen Menschen die Angst vor dem Unbekannten und dem Schmerzvollen, wenn nicht zu nehmen, so doch bewusst zu machen. Die Chance, seine Erfahrungen regelmäßig und wenn möglich im Beisein eines professionellen Begleiters einem Kreis von anderen Engagierten mitzuteilen, sollte aber auch in den auf den ersten Blick weniger »dramatisch« erscheinenden Bereichen des sozialen Ehrenamtes gewährleistet sein, so zum Beispiel im Altenbesuchsdienst. *Albert Wohlfahrth*, der sich mit der Konzeption von Qualifizierungsangeboten für Ehrenamtliche in diesem speziellen Bereich befasste, betont, wie wichtig es den Engagierten sei, über die mit dem Amt verbundenen Erfahrungen, speziell die eigene Hilflosigkeit

¹³ Ebd., 278.

¹⁴ *Eckart Pankoke*, Tagungsbeitrag: Unsichtbare Hände – geht's (noch) ohne Ehrenamt in der Gemeindearbeit?, Viersen 2000, 6.

und den Zweifel, reden zu können.¹⁵ Als eine große Herausforderung betrachteten sie es, wenn ältere Leute mit Gott haderten oder angesichts der eigenen Schmerzen verbitterten; gerade hier wünschten sich die Teilnehmer des von *Wohlfahrth* angebotenen Fortbildungsseminars mehr Anregungen und Austauschmöglichkeiten. Auch im Altenbesuchsdienst engagieren sich Christen, die sich bewusst für diese Aufgabe entschieden haben, weil sie ihnen die Auseinandersetzung mit dem eigenen Altern ermöglicht – mehr denn je wird dieser Lebensphase heute angstvoll entgegengesehen. Umso wichtiger ist es daher, die ehrenamtlichen Begleiter (kontinuierlich) zu begleiten. Vielleicht hängt es mit dem Umstand zusammen, dass es sich hier um ein traditionelles Feld des gemeindenahen Ehrenamtes handelt, wenn übersehen wird, was bereits in anderen Tätigkeitsfeldern als ›Mythos‹ entlarvt wurde: dass es sich bei den aktiven, zumeist älteren Frauen nicht um selbstlose Christinnen ohne eigene Bedürfnisse handelt, sondern dass Dienst und Selbstbezug sich nicht ausschließen.

3. PERSPEKTIVEN: ZUR MODERNITÄT KONFESSIONELLEN ENGAGEMENTS

In modernisierungstheoretischer Perspektive bedeutet konfessionelle Profilierung für religiöse Systembildung einen Modernisierungsschub. Zugleich kommt es zu einem gegenüber älterer Volksfrömmigkeit gesteigerten Organisationsdruck. Die strukturelle Umsetzung der gesellschaftlichen »Funktion der Religion«¹⁶ verbindet sich dann mit dem modernen Bewusstsein, dass die Konstrukteure einer sozialen Struktur für die eigenen Konstruktionen Verantwortung übernehmen müssen. Auch dies treibt die religiöse Kommunikation in neue Beweislasten und Reflektionszwänge. Die konfessionellen Profile wurden nun theologisch systematisiert und zugleich in der Glaubensvermittlung diszipliniert und didaktisiert. Dies begründete zugleich ein sozialwissenschaftliches Interesse an den »Organisationsformen und Organisationsmerkmalen religiöser Vereinigungen«¹⁷: Religion wurde gerade durch ihre konfessionelle Modernisierung ausdifferenziert und als ein Subsystem spezifisch religiöser Kommunikation von allen anderen Dimensionen gesellschaft-

¹⁵ Vgl. *Albert Wohlfahrth*, Ehrenamtliches Engagement heute. Das theologisch-psychologische Qualitätskonzept (=Studien zur Theologie und Praxis der Caritas und Sozialen Pastoral), Würzburg 1995.

¹⁶ *Niklas Luhmann*, Funktion der Religion, Frankfurt a. M. 1977.

¹⁷ Ebd., 272.

licher Wirklichkeit systematisch abgegrenzt. Die Kirchengeschichte hat diese Modernisierungsschübe zwischen vor-moderner und damit vor-konfessioneller Volksfrömmigkeit und modernem Konfessionalismus aufklärend herausgearbeitet. Doch erst in jüngster Zeit ist dieser Zusammenhang von Modernisierungsschub und Organisationsdruck auch im Alltag vor Ort, in den sozialen Räumen kirchlichen Gemeindelebens, als Problem bewusst geworden. Je mehr auch die Gemeinden sich zu funktional spezifizierten Dienstleistungsorganisationen entwickelten, umso mehr musste dies zugleich die traditionell personalen und kommunitären Bindungen parochialen Gemeindelebens entwerten und schwächen.

Deutlich wird heute aber auch – gerade auf der Ebene der Gemeinden –, dass Modernität an ihre Grenzen treibt. Das gilt gerade für die zentralen Dimensionen der Modernisierung: Macht, Geld und Sinn. Im Modernisierungsprozess verfallen die älteren Legitimationen kirchlicher Macht, ohne dass neue Fundamente gesichert sind. Zugleich trifft die Möglichkeit, die Modernisierungsprobleme über Geld zu lösen, auf voraussehbare Grenzen. Wirksam werden aber auch Sinn Grenzen, die verdeutlichen, dass im Zuge moderner Systembildung ›Sinn knapp wird‹, also nicht für Motivationen und Legitimationen aktiviert werden kann. Knappheit als Grenzerfahrung moderner Wirklichkeit gilt also nicht nur für ›Geld‹ und ›Macht‹, sondern auch für ›Sinn‹.

Die Thesen der Soziologen entsprechen den Sorgen kirchlicher Praxis: immer weniger Menschen scheinen noch bereit, die Verpflichtungen einer kirchengemeindlichen oder überkonfessionellen Bindung als ›Ehre‹ anzunehmen und dafür das Opfer der Kosten und Pflichten eines ›Amtes‹ verbindlich auf Dauer zu stellen. So erklärt sich die Krise des alten Ehrenamts als Folgeproblematik dieser Modernisierung einer auch den konfessionellen Bereich erfassenden ›Organisationsgesellschaft‹. Die damit verbundenen Rationalisierungen (Bürokratisierung, Professionalisierung, Dogmatisierung) geben den traditionellen Mustern von Ehre und Amt dann aber kaum noch Raum, wie es bereits die klassische Modernisierungstheorie des Soziologen *Max Weber* voraussah. Den Zusammenhang von Konfessionalisierung und organisationsgesellschaftlicher Rationalisierung hat insbesondere *Niklas Luhmann* in seiner Theorie moderner Systembildung herausgearbeitet. In evolutionstheoretischer Perspektive beschreibt *Luhmann* die Modernisierung religiöser Systembildung in der Doppelbindung zwischen den Organisationsprinzipien von Kirche als Anstalt und zunehmend als moderne Organisation und ihrem sakralen Verständnis als Gemeinschaft im Glauben. Dabei in-

teressieren die Wechselwirkungen zwischen der Konfessionalisierung des Glaubens und seiner institutionellen Ausdifferenzierung nach der Logik moderner Organisationsgesellschaften: Diese Spannung von *Communio* und *Confessio* führt nach *Luhmanns* Thesen zur *Religion der Gesellschaft* in das Paradox, dass der theologische Sinn von ›Glaubensgemeinschaft‹ und die soziologische Form von ›Mitgliedschaftsorganisation‹ zueinander in Spannung geraten, insofern der religiöse Anspruch der kirchlichen Mitgliedschaftsrolle nur noch von wenigen ausgefüllt werden kann oder will, so dass dann zwischen einem kirchentreuen Kern der aktiv und hochaktiv Engagierten und einem randständigen, zumeist aber passiv bleibenden weiteren Umfeld aus Mitläufern und Sympathisanten, sogenannten ›Gelegenheitschristen‹, unterschieden werden muss: »Die Frage der Attraktivität des Glaubens für individuell mobile Mitglieder, Fragen der Selbstselektion und der Fremdselektion bei der Rekrutierung von Glaubensangehörigen drängen sich auf. Aber nach wie vor kollidiert die Vorstellung einer Glaubensgemeinschaft mit der Vorstellung einer Mitgliederorganisation, die ihre Anforderungen auf Motive abstimmen [...] muß, die sich durch spezifizierende Regeln oder Weisungen ausgestalten und wechselnden Bedingungen anpassen kann. Dem Problem wird typisch dadurch ausgewichen, dass man die Anforderungen an formale Mitgliedschaft extrem gering hält, sie praktisch auf ein Registriertwerden beschränkt und innerhalb des Kreises der so konstituierten Mitgliedschaftsrolle einerseits die Amtskirche ausdifferenziert und sich andererseits auf Prozesse der Selbstselektion von stärker motivierten und glaubensfesteren Mitgliedern verlässt, die freiwillig mehr tun als andere.«¹⁸

3.1. Glaubensgemeinschaft und Organisationsgesellschaft

Die Spannung der kirchlichen Gemeinden zwischen ihrer Organisations-Struktur als ›Dienstleister‹ und ihrer ›Communio‹-Kultur als Glaubensgemeinschaft, zwischen thematischer Orientierung kirchlichen Engagements und sozialräumlicher Ausrichtung (vgl. Kap. 2) muss sich dann verschärfen, wenn der Organisationsdruck, sich rationalisieren und reformieren zu müssen, zunimmt. In einer verhängnisvollen Schere zwischen steigenden Betriebs- und Personalkosten einerseits und sinkenden Kirchensteuereinkünften sowie absehbarem Personalschwund – sowohl auf der Ebene der geistlichen Berufungen wie der traditionellen

¹⁸ ders., *Die Religion der Gesellschaft*, Frankfurt a. M. 2000, 229.

Ehrenämter – andererseits muss sich die Rationalisierung durch Maßstabsvergrößerung und Konzentration der gemeindlichen Dienste als Kosten sparender Ausweg aufdrängen. Dies fordert eine Umstrukturierung der kirchlichen Gemeindeebene. Beispielhaft für diese Doppelstrategie eines Personalabbaus in Verbindung mit Maßstabsvergrößerung der Angebote ist der von vielen Kirchenleitungen versuchte Rationalisierungskurs einer Forderung und Förderung von »mehr Kooperation zwischen den einzelnen Kirchengemeinden, sowie eine damit im Zusammenhang stehende langfristige Stellenreduzierung in diesem Bereich«¹⁹. Dabei sollten übergemeindliche »Kooperation und Vernetzung« einen Teil des Mangels an Priestern auffangen. Gemeinden, Einrichtungen, Abteilungen und Projekte auf allen Ebenen der Hierarchie sollen Synergieeffekte erzeugen. Darüber hinaus wurden Pläne erstellt, wonach Gemeinden bis zum Jahre 2007 enger in »Pastoralen Räumen« (Zusammenschluss mehrerer Gemeinden) zusammenarbeiten sollten.

Der dazu dokumentierte Prozess der »Organisationsentwicklung im Prozess der Umstrukturierung von Kirchengemeinden«²⁰ machte allerdings auch deutlich, dass die zwingende Rationalisierung der kirchlichen Organisationsstruktur auf der Ebene der *Communio*-Kultur des Gemeindelebens und des hier aktiven ehrenamtlichen Engagements zu Brüchen führt. Dies bestätigen auch unsere Untersuchungen zur Situation der in der Mitte der Gemeinden aktiven Ehrenamtlichen, deren Treue zur Gemeinde an die Vertrautheit mit der personalen Dichte eines gewachsenen und geschlossenen sozialen Raumes gebunden war, was nun durch die neuen Maßstäbe gefährdet schien.

3.2. Traditionalität und Reflexivität: Konfessionelles und überkonfessionelles Engagement

Als Alternative zu den traditionellen Mustern der im kirchlichen Gemeindeleben ihre soziale Mitte findenden Laien- und Ehrenämter erwartet man neue Formen kirchlichen Engagements eher in übergemeindlichen Orientierungen und Aktivitäten. Schon immer suchten die Konfessionsverbände ihren Glauben gezielter zu profilieren, als es ihnen in der sozialen Mitte kirchlichen Gemeindelebens möglich schien. So riskieren Jugendverbände als Antwort auf jugendliche Sinnsuche beson-

¹⁹ Antje Goy, Katholische Kirchengemeinden – Gemeinsam stark? Interne Organisationsberatung im Prozeß der Umstrukturierung von Kirchengemeinden, in: Organisationsentwicklung 2/2000, 38-45, 38.

²⁰ Ebd.

ders sensible Formen kirchlicher Sinnangebote, wie es gewiss in die Gemeinden rückstrahlt, wie es sich allerdings ohne die konfessionsverbandliche Flankierung und Profilierung wohl kaum entwickeln würde. Gleiches gilt für eine neu geforderte spezifische Frauen- oder auch Männer-Pastoral, für die sozialpolitischen Standesverbände einer konfessionellen Arbeiterbewegung oder auch eines konfessionell bekennenden Unternehmertums. Auch das intellektuelle Bedürfnis nach einer »Institutionalisierung von Dauerreflexion«²¹ findet eher einen offenen Horizont in der Extra-Situation kirchlicher Akademien als »vor Ort« in der Mitte einer Kirchengemeinde.

Und schließlich formiert sich das soziale Engagement mittlerweile in der Radikalität von »Grenzgängern«, die sich in ihrer Arbeit für Rand- und Risikogruppen unserer Gesellschaft oder auf der Suche nach interkultureller Begegnung hinauswagen an die Grenzen der Normalität, wie sie der kleinen und heilen Welt der Kirchengemeinden und ihrer sozialen Mitte fremd bleiben. Klassisch demonstrierte der Katholische Fürsorgeverein (jetzt die Sozialdienste der katholischen Frauen und Männer), dass sich die riskanten Aufgaben der Gefährdetenhilfe oder der Konfliktberatung kaum noch auf Gemeindeebene ordnen ließen, wohl aber in der professionellen Organisation eines konfessionellen Fachverbandes. Auch die ökumenische Bewegung engagiert sich auf ihrem Weg zu Bündnis und Begegnung der christlichen Kirchen für offene Horizonte christlicher Weltverantwortung, wie es sich in den Gemeinden nicht entwickeln würde. So bestätigen unsere Untersuchungen zur »Ökumene in den Gemeinden«, dass das überkonfessionelle Interesse und Engagement der ökumenischen Bewegung weniger auf der Ebene der Gemeinden, als in übergemeindlichen Konstellationen eine Zukunft hat.

Abschließend werden wir uns fragen müssen, inwieweit unsere als Ausgangsrahmen anfänglich präsentierte idealtypische Entgegensetzung von innergemeindlichen Ämtern und Diensten und den Projekten und Perspektiven eines übergemeindlichen, ja überkonfessionellen Engagements in kirchliche Praxis vermittelt und umgesetzt werden kann.

Vielleicht braucht der auf seine soziale Mitte zentrierte Alltag der Gemeinden immer wieder die Impulse einer radikaleren, exzentrischen Spiritualität, Intellektualität oder auch Solidarität, wie sie »von außen« ins Gemeindeleben eingebracht werden. Impulse kommen etwa aus den

²¹ *Helmut Schelsky*, Ist die Dauerreflexion institutionalisierbar? Zum Thema der modernen Religionssoziologie, in: Zeitschrift für evangelische Ethik 1/1957, 153-174.

theologischen Fakultäten und Studentengemeinden, aus den konfessionellen Jugend-, Frauen- und Sozialverbänden, aus Kirchentagen und kirchlichen Akademien, oder auch aus weltkirchlichen Solidarpartnerschaften. Andere übergemeindliche Bezüge ergeben sich bei anspruchsvollen intellektuellen und spirituellen Suchprozessen des Glaubens, die den Alltag der Gemeinden sprengen würden, und die nicht umsonst in den evangelischen und katholischen Akademien ihr offenes Forum finden.

Vielleicht geht die Bewegung des Austausches aber auch in die andere Richtung: Wiederholen wir zur Verdeutlichung nochmals einen unserer im Vorkapitel vorgestellten Befunde:

»Nur dort, wo Kirchlichkeit immer noch als eine von der Bevölkerungsmehrheit getragene kulturelle Selbstverständlichkeit betrachtet wird, ist offenbar auch heute noch damit zu rechnen, dass der Gemeinde genug hier verwurzelte Initiativpersonen zur Verfügung stehen, die durch ihr kontinuierliches Engagement dafür sorgen, dass bestehende Gruppen nicht in Selbstgenügsamkeit verharren.«

Unsere im Sinne der ›verstehenden Soziologie‹ Max Webers ›idealtypisch ins Reine gesteigerten‹ Kriterien von alter Ehre und neuem Engagement stellen in der Praxis der kirchlichen Gemeinden und Verbände allerdings nicht die scharfe Konfrontation dar, wie es die theoretische Kontrastierung erwarten ließe. Zwar zeigt die Auswertung des empirischen Materials, dass der innere Kern der hochaktiven Gemeindemitglieder in ihren Motivationsstrukturen und Orientierungsweisen eher von den Werten und Mustern alter Ehre geprägt ist. So zeigte unsere Untersuchung, dass die im Kern der Gemeinden aktiven Mitglieder typischerweise auf die soziale Mitte zentriert sind; sie bleiben interessiert an sozialräumlicher Verbundenheit und an langzeitiger Gebundenheit; sie lassen sich tragen von einem durch soziale Vertrautheit gesicherten personalen Vertrauen. Aber in der gleichen Gemeinde, oft sogar bei den gleichen Personen zeigt sich auch das ganz andere Profil neuen Engagements, also die Bereitschaft, von der ›Mitte‹ aus auch an die ›Grenzen‹ zu gehen, d. h. die Offenheit für selbstkritische Reflexivität im Umgang mit den Sinnfragen und Sinnkrisen des Erleben und Handelns. Tendenziell kommt dieses neue, reflexivere Ehrenamt eher in Situationen vor, die nicht zentriert sind auf sozialräumliche Dichte und lebenszeitliche Dauer. Dennoch spricht vieles für die These, dass gerade die fest in ihre soziale und geistige Mitte eingebundenen Christen zugleich (!) auch bereit sind, den radikalen Gang an die Grenze zu wagen. Auch wer heute weiter an gemeinschaftlichen Traditionen festhält, kann seine Identität

dabei nur wahren, wenn die Beweislast für den eigenen Weg in einer hohen Reflexivität des Selbstbewusstseins verankert ist.

So geht es in den kirchlichen Gemeinden nicht um eine kulturelle Spaltung nach Wertlagen und Wertlagern. Eher scheint auch hier ein von der soziologischen Werteforschung herausgestellter Befund zuzutreffen, dass die Werte bindender Verbindlichkeit und eine selbstbewusste Subjektorientierung der eigenen Selbstverwirklichung sich nicht ausschließen müssen. Vielmehr wird die Subjektorientierung der Selbstverwirklichung auch zur bewegenden Kraft, sich auf Verbindlichkeiten einzulassen, wie umgekehrt das Engagement des Grenzgängers oft bewusst seinen bindenden Halt und Rückhalt in einer sozialen oder geistigen Mitte findet. ›Alte Ehre‹ und ›neues Engagement‹ schließen sich also nicht aus, sondern können sich auch wechselseitig stützen und steigern.

Vielleicht braucht gerade das radikale und oft exzentrische Engagement einer übergemeindlich oder gar überkonfessionell aktiven Kirche seinen Rückhalt in einer starken Mitte der Gemeinde, ihrer Volkskirchlichkeit und Volksfrömmigkeit, ohne welche auch eine hoch engagierte ›Entscheidungskirche‹ ihre Herkunft vergessen und ihre Zukunft verlieren würde.

Eckart Pankoke, Prof. Dr., ist Universitätsprofessor für Soziologie an der Universität Essen. Vorstandsmitglied der Sektion »Kultursoziologie« und »Sozialpolitik« in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie und Mitglied der Europäischen Akademie der Wissenschaften und Künste.

Katja Bobbert, M. A., ist Kommunikationswissenschaftlerin und Soziologin. Wissenschaftliche Mitarbeit in dem an den Universitäten Essen und Münster mit Förderung der Deutschen Forschungsgemeinschaft von Helmut Geller, Karl Gabriel und Eckart Pankoke durchgeführten Forschungsprojektes »Ökumene in den Gemeinden. Volkskirchliche Gemeinden im Organisations- und Orientierungswandel konfessionellen Engagements«.